

Und so war es. Niemand konnte kommen. Ich war allein. Mutterseelenallein. Und nun auch vaterseelenallein.

Die Frau am anderen Ende redete weiter mit mir, doch ich konnte nichts mehr sagen, weil alle Worte mein Gehirn verlassen hatten. Hätte ich nicht zwischendurch ein paar brummende Geräusche von mir gegeben, hätte sie vermutlich einen Notarzt oder die Feuerwehr zu mir geschickt. Meine Adresse hatte sie mir nämlich schon abverlangt und offenbar notiert – für den Fall, dass ich »abklappte«, wie sie es ausdrückte.

»Du musst herkommen, es gibt viel zu besprechen und zu organisieren«, sagte sie gerade und klang dabei so, als wäre sie es gewohnt, dass die Menschen taten, was sie sagte.

Ich wollte gerade ansetzen und erklären, dass ich nicht einfach so zu ihnen an die Ostsee fahren konnte, dass ich Dinge tun musste, da fiel mir ein, dass es ja gar nichts zu tun gab. Es gab nur noch mich. In Carstens farbloser Wohnung mit den vielen Rotweinflecken.

»Ich komme«, hörte ich mich sagen.

Dann legte ich auf und machte mich schnurstracks auf ins Bad, um mich heftig zu übergeben. Anschließend kochte ich mir den stärksten Kaffee, zu dem Carstens Bezzera in der Lage war, packte ein paar Sachen ein, duschte und putzte mir die Zähne. Mit zittriger Hand verdeckte ich meine furchtbaren Sommersprossen unter dickem Make-up und tupfte ein wenig Rouge auf die Wangen. Während all dieser Tätigkeiten war ich wie betäubt. Als würde mich eine Schicht Watte umgeben.

So konnte ich nicht Auto fahren.

Zittrig kochte ich mir noch einen Kaffee und stand dann mit der Tasse in der Hand in der Küche. Ich starrte aus dem Fenster und versuchte, wieder klar im Kopf zu werden. Die Welt hinter der Scheibe war grau. Ein typischer Tag im März, an dem die Nacht sich auch mittags nicht ganz zurückziehen würde. In der Nachbarwohnung direkt gegenüber brannte Licht. Dort lebte eine schwedische Familie in einer farbenfrohen IKEA-Wohnung ohne Vorhänge. Ich sah ihnen ständig bei ihrem Alltag zu und hatte mittlerweile das Gefühl, alle Familienmitglieder gut zu kennen.

Gerade trabte der Vater mit einem halbangezogenen Kleinkind auf dem Arm durch das Wohnzimmer, Trinkflaschen, Rucksäcke und Winterjacken der größeren Kinder in der freien Hand schwenkend. Der Vater setzte das kleine Kind auf den Boden und lief jetzt seinen anderen Kindern hinterher, während seine Frau im schicken Kostüm ihm lachend zusah. Vielleicht hatte sie einen Scherz gemacht, denn er blickte grinsend auf und erwiderte etwas. Beide sahen sich verliebt an. Bei meinen intensiven Studien zu dieser Familie war ich zu dem Schluss gekommen, dass sie sich alle sehr mochten. Sie hatten sich.

Ich hingegen hatte niemanden. Noch nicht mal mehr einen Vater.

Ich stellte die Tasse auf die Küchentheke. Wenn ich noch einen einzigen Schluck trank, würde ich mich erneut übergeben. Also griff ich mir meine Reisetasche und ging.

Schon in der Tür, warf ich noch einmal einen letzten Blick zurück. Alles hier war hell und klinisch. Sogar die Blumen waren farblos. Alles, bis auf die Rotweinflecken auf dem Sofa und dem Teppich.

Wie eine Welle brach endlich die Wut über mich herein, und sie fühlte sich weit besser an als diese zittrige, wattige Leere. Ich ließ die Tasche fallen und marschierte zurück in die Küche. Hier griff ich wahllos einen der teuren Rotweine aus Carstens Sammlung, holte aus und donnerte sie gegen die Wohnzimmerwand. Ich musste all meinen Schmerz in den Wurf gelegt haben, denn die Flasche zerplatzte mit einem schaurigen Geräusch, und der Rotwein spritzte bis an die Decke.

»Mit Farbe lacht das Leben!«, rief ich und klang dabei völlig irre. Dann sah ich zu, dass ich in die Tiefgarage kam, wo mein geliebtes Cabrio auf mich wartete.

Ich brauchte sieben Stunden bis nach Vogelsang-Storch, dem klitzekleinen Ort mitten im Wald, wo der Campingplatz meines Vaters lag. Der nächste größere Ort war Laboe, und von dort war auch Kiel nicht mehr weit weg, aber Vogelsang-Storch war kaum mehr als eine Ansammlung klappriger Holzhütten und Wohnwagen. Mein letzter Besuch war Jahre her, aber ich erwartete keine großen Veränderungen, als ich mein altes 3er BMW Cabrio, das Einzige, das ich in der Krise nicht geopfert hatte, vor dem Schlagbaum abstellte und die Tür öffnete. Es war schon dunkel und empfindlich kühl. Der März hatte bisher keinen Frühling im Gepäck.

Langsam stieg ich aus und streckte mich kurz. Ich atmete tief durch und konnte das Meer riechen. Der Platz hatte einen eigenen Strand, und es duftete wie in meiner Kindheit. Schlagartig wurde mir wieder flau im Magen, und ich musste mich für einen Moment am Autodach festhalten.

»Da bist du ja!« Harald war, eingewickelt in einen dicken Schal und eine Daunenjacke, im schwachen Schein des Anmeldehäuschens aufgetaucht.

»Ich habe schon auf dich gewartet. Viel Verkehr gehabt, mein Mädchen?«, fragte er. Hannover war nämlich gar nicht so weit weg, etwa drei Stunden, aber es war Freitag, und die Autobahn entsprechend voll gewesen.

Ich starrte Harald an, unfähig mich zu rühren. Und er starrte zurück, ebenso regungslos. Abwartend. Die kleine Funzel der Außenbeleuchtung ließ seine Augen glitzern. Endlich schaffte ich es zu nicken.

»Dann komm mal mit ins Warme.« Etwas ungeschickt legte er vorsichtig, so als wäre er nicht sicher, ob das angemessen war, einen Arm um meine Schulter.

Und es war genau diese Berührung, die mich fast aus der Fassung brachte. Dabei war ich ja schon seit dem vergangenen Abend nicht mehr in meiner ursprünglichen Fassung. Die hatte ich in dem Moment verloren, als mein Projektleiter mir mit betretener Miene erklärt hatte, dass wir nicht länger zusammenarbeiten würden.

Und von da an hatte sich mein Leben einfach immer weiter zu einer einzigen riesigen Katastrophe entwickelt.

Ganz aus Versehen lehnte ich den Kopf gegen Haralds Brust, und er schloss die Arme um mich. Für einen kurzen Moment gelang es mir, durch die ganzen Felsbrocken, die auf meiner Brust herumlagen, hindurchzuatmen.

Doch dann knirschten energische Schritte über den Kies in unsere Richtung, und ich löste mich aus Haralds fester Umarmung.

»Wir wollten schon eine Suchmeldung aufgeben!« Eine Frau mit wilden, grauen Löckchen und einer rosafarbenen Brille war direkt neben uns stehen geblieben und beleuchtete mich mit ihrer Taschenlampe. »Ich bin Gitte. Wir haben telefoniert. Mein aufrichtiges Beileid. Du bist also Heike.«

Ich schluckte. »Nein«, sagte ich, während Harald im gleichen Moment »Ja« rief.

»Na, was nun?« Gitte brachte es fertig, uns nacheinander ins Gesicht zu leuchten. Ich hob eine Hand, um meine Augen vor ihrem Lichtkegel zu schützen.

»Das spielt jetzt keine Rolle«, erklärte ich und trat einen Schritt zurück, und endlich hörte Gitte auf, wie verrückt herumzuleuchten. Ich klangforsch, aber das war ich nicht. Im Gegenteil: Ich zitterte, innerlich wie mittlerweile auch äußerlich. Ich war todmüde, hatte den Kater meines Lebens, war völlig erschöpft und drohte jeden Augenblick in Tränen auszubrechen – spätestens wenn die Frau mit der rosafarbenen Brille noch einmal mit ihrer Taschenlampe herumwedelte und mich nach meinem Namen fragte. Heike gab es nicht mehr.

»Ich muss schlafen. Bitte«, sagte ich deswegen und ging zu meinem Auto, um meine hastig gepackte Tasche aus dem Kofferraum zu ziehen. Als ich unter Ächzen und Stöhnen das tonnenschwere Teil auf den Boden wuchtete, eilte Harald zu mir, um mir die Tasche abzunehmen.

»Du schläfst bei deinem Vater im Wohnwagen. Das Bett habe ich frisch bezogen«, sagte er und nickte, während er sich die Tasche über die Schulter hob. Er lief los, und ich blieb stehen, was Gitte zum Anlass nahm, mich wieder anzuleuchten. Regungslos sah ich Harald hinterher.

Schockschwerenot. Ich hatte bei meinem letzten Besuch in einer kleinen Pension in Laboe geschlafen, die zwar auch unterirdisch schlecht gewesen war, aber immer noch besser, als in einem Wohnwagen zu nächtigen. Die ganze Fahrt über hatte ich dort anrufen wollen. Es aber nicht getan, weil ich so darauf konzentriert gewesen war, nicht nachzudenken. Nun würde ich also hier schlafen müssen. Auf diesem verrotteten Campingplatz. In einem Wohnwagen.

»Ist er da drin gestorben?«, hörte ich mich fragen, während mir die Knie weich wurden. Ich konnte nicht hierbleiben. Das war unmöglich.

»Nein«, sagte Gitte, die immer noch neben mir stand und mich betrachtete. Wenigstens leuchtete sie jetzt in die andere Richtung. »Die Heizung war kaputt, und er hat im Anmeldehäuschen geschlafen. Auf der Karpfenliege. Da ist er gestorben.« Ihre Worte klangen furchtbar nüchtern. »Harald hat die Heizung im Wohnwagen gleich heute repariert. Damit du nicht auch im Anmeldehäuschen schlafen musst. Das hat kein Klo.«

»Natürlich nicht«, erwiderte ich. Kein Klo zu haben, war auf einem Campingplatz ja wohl mein kleinstes Problem.

KAPITEL 3

Der Wohnwagen meines Vaters war so alt wie ich. Achtunddreißig Jahre. Und ich hatte mich wesentlich besser gehalten als die alte Klapperkiste, in der mein Vater die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Alles war eng und wirkte provisorisch, aber tatsächlich war es nicht kalt.

»Du möchtest sicherlich erstmal zur Ruhe kommen«, sagte Harald, als er mir meine Reisetasche auf den kleinen Tisch mit der umlaufenden Bank gestellt hatte. Für einen kurzen Moment kämpfte er mit den Tränen, dann fing er sich wieder. »Wir sehen morgen weiter. Du kennst ja noch nicht alle Dauercamper hier, und die möchten dich natürlich auch gerne kennenlernen. Und, na ja ... es gibt sehr viel zu besprechen.« Mit einem traurigen Nicken drückte er mir die Schulter und schob seine lange Statur aus der enorm schmalen Tür des Wohnwagens hinaus. Er ließ sie mit einem Knall zufallen – anders konnte man sie nicht schließen –, und ich lauschte seinen stapfenden Schritten durch die eisige Nacht zu seinem eigenen Wohnwagen, der nur wenige Meter entfernt stand.

Mit einem tiefen Seufzen ließ ich mich auf die Sitzbank vor dem quadratischen Tisch fallen und sah mich um. Es sah aus, wie es immer ausgesehen hatte. Holzdekor in Eiche rustikal, wohin das Auge blickte, eine kleine Küchenzeile mit einem brummenden Mini-Kühlschrank, gegenüber eine so kleine Nasszelle, dass man, wenn man sie betrat, die Tür nur schließen konnte, wenn man sich ganz eng an die Wand drückte. Dann konnte man allerdings nicht mehr aufs Klo gehen. Also entweder schloss man die Tür und machte sich in die Hose, oder man ließ sie offen und passte aufs Klo. Leider konnten einem dann alle im Wohnwagen Anwesenden beim Toilettengang zusehen.

Mein Blick glitt weiter. Hinter der Nasszelle befand sich das Bett, das Harald mit rosa Blümchenbettwäsche bezogen hatte. Es war so hoch, dass man es über eine kleine Leiter erklimmen musste.

Überall lag Kram herum, der keinen Ort hatte.

Leben auf acht Quadratmetern.

Theoretisch musste man hier nicht mal aufstehen, um sich einen Kaffee zu kochen. Eingedampfter Raum. Enge. Kaum Platz zum Atmen.

Mein Vater war tot.

Ich schüttelte den Kopf, um die Watte darin loszuwerden.

Draußen klopfte es, und Gitte riss die Tür auf, jetzt mit einer Stirnlampe auf dem Kopf. Ich gab einen Schmerzlaut von mir und kniff geblendet die Augen zu.

»Warme Kohlrouladen von Giovanni und Georgie und eine Flasche Eierlikör von Trudi. Gute Nacht«, beschied sie knapp, und da ich die Augen immer noch nicht wieder aufmachen konnte, schob sie mich kurzerhand zur Seite, stellte offenbar irgendwelche Gegenstände auf den Tisch und knallte die Tür wieder zu.

Ich blinzelte vorsichtig und wartete eine Sekunde, bis sich meine Sicht wieder scharf gestellt hatte. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit einem wenig vertrauenerweckenden pipigelben Inhalt, daneben ein geschlossener Topf, aus dem es nach Kohl und Hackfleisch stank.

»Oh Gott«, murmelte ich, packte das Ding, verfrachtete es kurzerhand in die Klokammer und schloss die Tür. Dann zog ich den kleinen Korken aus der Flasche und nahm vorsichtig einen winzigen Schluck, mehr aus Ermangelung einer Alternative, denn mein Magen knurrte, und ich hatte Durst. Dann musste ich allerdings direkt danach noch einmal kräftig nippen. Und dann gleich noch einen. Es schmeckte köstlich. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals in meinem Erwachsenenleben Eierlikör getrunken zu haben. Aber das spielte keine Rolle, denn nach dem dritten Schluck spürte ich eine brennende Wärme im Bauch, die sich mit drei weiteren Schlucken noch ausbauen ließ. Dabei war in dem Zeug sicherlich 40 % Alkohol, und vegan war es auch nicht.

Ich stöpselte die Flasche wieder zu und ging zum Bett hinüber. Dabei stieß ich mir zweimal die Hüfte und einmal das Knie. Mein Körper war diese klaustrophobische Enge einfach nicht gewohnt.

Ich deponierte die Flasche auf einem kleinen Regal, an dem auch eine Leselampe befestigt war, schlug die Bettdecke auf und zog mein Handy aus der Hosentasche. Mit dessen Taschenlampe leuchtete ich über das Bettzeug. Das auf den ersten Blick zwar sauber wirkte, mir auf den zweiten allerdings sein wahres Gesicht offenbarte. Es war vermutlich noch älter als ich und der Wohnwagen zusammen. Generationen vor mir mussten schon in diesen alten Fetzen geschlafen haben. Ein Schauer lief mir über den Rücken, und ich taumelte zurück zu meiner Tasche. Nicht jedoch, ohne mir nun auch noch den Kopf an einem der Oberschränke zu stoßen.

In meiner Tasche wühlte ich nach meiner Yogahose, den dicken Socken und dem warmen Kapuzenpullover, den ich immer nach dem Yoga überzog. Eingekeilt zwischen Eiche brutal – äh ... rustikal –, dem Tisch, der Bank und der Seitenwand der Klokammer, in der jetzt der Kohl vor sich hin stank, gelang es mir, mich einbeinig stehend umzuziehen. Danach kroch ich ein wenig widerwillig zwischen die fadenscheinigen Laken. Ich klemmte mir noch mein exklusives und ergonomisches Nackenkissen unter den Kopf und zog die Kapuze des Pullis bis fast über die Augen. Auf dem Rücken liegend drapierte ich die Decke bis genau zum unteren Rand des Kapuzenpullovers. Kurz dachte ich darüber nach, auch noch meine Hände in den Ärmeln des Pullis zu verstecken, aber dann hätte ich nicht mehr nach der Flasche mit dem Eierlikör greifen können.

Denn als ich dort in diesem fremden Bett lag, das gar nicht fremd sein konnte, weil es ja das Bett meines Vaters gewesen war, wurde mein Blick von einem Gegenstand